



# Die Kinder der GIs Generation Schwarz/Weiß

*Verspottet und ausgegrenzt – wer als Kind einer Österreicherin und eines afroamerikanischen Soldaten zwischen 1945 und 1956 zur Welt kam, hatte einen schweren Start ins Leben. Die vergessenen Geschichten dieser sogenannten Besatzungskinder treten jetzt durch eine Sonderausstellung im Museum für Volkskunde ans Tageslicht. Sie offenbaren Ungerechtigkeiten der Behörden, Identitätsfragen und enorme Stärke im Umgang mit der Nachkriegsgesellschaft.*

TEXT VON VANESSA SPANBAUER



Sie nannten sie „Schokoladys“, „Amischicke“ oder „Dollarfritscher!“ – Frauen, die sich mit afroamerikanischen Soldaten einließen, hatten in der Nachkriegszeit einiges zu erdulden: Beschimpfungen, Ausgrenzung und auch physische Angriffe gehörten zum Alltag. Ihre Kinder waren ein sichtbares Zeichen für den Untergang des NS-Regimes.

Österreich 1945: Britische, US-amerikanische, französische und sowjetische Truppen marschierten im Land ein und beendeten die nationalsozialistische Herrschaft. Österreich wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Salzburg, der westliche Teil Oberösterreichs und ein kleiner Teil Wiens gehörten zur amerikanischen Zone. Gut fünf Prozent der US-Soldaten waren Afroamerikaner, die sich aufgrund der noch bestehenden Rassentrennung in den Vereinigten Staaten auch in der Army nicht als gleichwertig fühlen konnten. Rassismus erlebten die Schwarzen Soldaten aber nicht nur in ihrer eigenen Militärstruktur, besonders die österreichische Bevölkerung post Naziregime konnte sich erst nur schwer mit den Fremden anfreunden. Durch die ersten Kontakte fielen bei vielen die Hemmungen schnell und die afroamerikanischen GIs wurden besonders wegen ihrer Freundlichkeit und ihres vermeintlichen Wohlstandes geschätzt. Kein Wunder also, dass sich immer wieder Beziehungen zwischen ihnen und Österreicherinnen ergaben. Dadurch waren die gewonnenen Sympathien in der Bevölkerung allerdings schnell wieder verspielt.

### UNERWÜNSCHTE BEZIEHUNGEN

Die Beziehungen zu afroamerikanischen GIs wurden von der Bevölkerung und oft auch von den eigenen Familienmitgliedern nicht einfach hingenommen. Auch von Seiten des amerikanischen Militärs gab es Gegenwind, sie versuchten diese Liaison um jeden Preis zu unterbinden. Wie sich die betroffenen Frauen – besonders wenn sie von den GIs Kinder bekamen – in dieser Situation gefühlt haben, darüber ist nur wenig bekannt. Ihren Kindern vertrauten sie nur wenig an. Über die Beziehung der Eltern und den Verbleib des Vaters wurde kaum gesprochen.

Geschätzte 30.000 Kinder, die aus Beziehungen alliierter Soldaten und österreichischer Frauen entstanden, wurden von 1945 bis 1956 geboren. Die genaue Anzahl der Kinder mit afroamerikanischen Vätern ist mangelnder Dokumente wegen nicht genau festzustellen. Laut den Historikern und Kuratoren der Ausstellung „SchwarzÖsterreich“, Philipp Rohrbach und Niko Wahl, beläuft sich die Zahl etwa auf 300 bis 400.

Klar ist, dass nicht nur Affären und Liebesbeziehungen, sondern auch Vergewaltigungen und Gelegenheitsprostitution dazu führten, dass Österreicherinnen von Soldaten schwanger wurden. Unabhängig von den Umständen der Zeugung, kamen die meisten Kinder unehelich zur Welt. Selbst wenn ein Paar heiraten wollte, wurde das von amerikanischer Seite untersagt. Die Soldaten wurden mitunter versetzt, bevor Ehen geschlossen werden konnten. Bis September 1945 galt ein generelles Fraternisierungsverbot: Es untersagte jeglichen Kontakt der Truppen mit Einheimischen. Ab 1946 durften Österreicherinnen und amerikanische GIs heiraten, allerdings nur mit Zustimmung der US-Army, die diesen Paaren skeptisch gegenüberstand. Daher verlief das Leben vieler Kinder von Österreicherinnen und afroamerikanischen GIs ohne ihre leiblichen Väter.

Unterhaltszahlungen erhielten die Mütter in den meisten Fällen keine, da Angehörige der alliierten Streitkräfte nicht der österreichischen Gerichtsbarkeit unterlagen. In den vielen Fällen, in denen die Männer ihre Kinder nicht freiwillig anerkannten, kam es zu sehr schwierigen finanziellen Situationen.

Die Mütter mussten Hilfe vom Staat beziehen. Durch den Status als unehelich ging die Vormundschaft vieler Kinder an die Jungendämter über. Fürsorgerinnen spielten über weite Strecken eine wichtige Rolle im Leben der Kinder. Die Dokumente aus dieser Zeit zeichnen, laut Philipp Rohrbach und Niko Wahl vom Forschungsprojekt „Lost in Administration“, ein zwiespältiges Bild der Wohltäterinnen: Einerseits versuchten sie wohl alles, um zu helfen. Andererseits mussten Frauen die Erfahrung machen, dass Jugendamtsmitarbeiter/innen die Mütter Schwarzer „Besatzungskinder“ dazu drängten, ihre Töchter und Söhne zur Adoption freizugeben. Oftmals war weniger die Sorge um die schlechte finanzielle Situation der Familie, sondern vielmehr ein rassistisches Weltbild für diese Vorschläge ausschlaggebend.

### ALLEINE IN DIE STAATEN

Trotz des Drucks und des gesellschaftlichen Ausschlusses gab die Mehrheit der Frauen ihre Kinder nicht zur Adoption frei. Laut einer sozialpsychologischen Studie der Internationalen Vereinigung für Jugendhilfe (IVJH) von 1954 blieben fast 70 Prozent der Schwarzen Kinder bei ihren Müttern, 15 Prozent kamen bei Familienmitgliedern unter und ein kleiner Teil kam in temporäre Pflege oder landete in Heimen. Jene Kinder, die allerdings zur Adoption freigegeben wurden, landeten oft im Heimatland ihrer Väter. Internationale Adoptionen waren kein Einzelfall: Zwischen Europa und den USA entstand in den 1950ern gewissermaßen ein illegaler Markt für Baby- und Kleinkinder, der dem Budgetproblem der österreichischen Einrichtungen sehr entgegen kam.

Gegen Ende der Besatzungszeit standen viele Ämter in den Bundesländern diesem Handel negativ gegenüber und sie konnten ein Verbot durchsetzen. Wie das Forschungsprojekt „Lost in Administration“ herausfand, blieb die Adoption von Schwarzen Kindern in Salzburg, wo aufgrund der Besatzungszone die meisten dieser Kinder auf die Welt kamen, allerdings lange legal. Vorzugsweise Adoptiveltern aus den USA wurden gesucht, da man sie für am geeignetsten hielt. Das Demokratische Volksblatt berichtet am 20.02.1960 – „Acht amerikanische Ehepaare, die die gleiche Hautfarbe hatten, wie die Kinder, sind nun zu glücklichen Eltern geworden. Sie haben die Kinder zu sich genommen und keines von ihnen wird sich je Gedanken machen, warum es allein so braun ist: es hat ja auch eine braune Mutti und einen braunen Vati, also ist da gar nichts Absonderliches. Das Stadtjugendamt Salzburg hatte sich um diese Ehepaare bemüht.“

Proxy-Adoptionen, bei denen die Adoptiveltern nicht anwesend sein mussten, waren nicht selten. Die Kinder wurden einfach alleine mit Flugzeugen in die USA geschickt. Die mangelnde Überprüfung führte dazu, dass Kinder mitunter bei in den USA als ungeeignet empfundenen oder mental instabilen Menschen unterkamen. Aber auch die Situationen in vielen österreichischen Pflegeheimen waren prekär.

### RASSISMUS MACHT SCHULE

Kinder mit österreichischer Mutter und afroamerikanischem Vater waren gleich drei Stigmatisierungen ausgesetzt. Erstens handelte es sich meist um uneheliche Kinder, die den moralischen Vorstellungen der Zeit nicht entsprachen. Zweitens handelte es sich in den Augen der österreichischen Bevölkerung um Besatzungskinder und daher um Nachkommen der Feinde. Für die dritte Stigmatisierung war die Hautfarbe verantwortlich, da Schwarze Menschen in Österreich nach dem Nationalsozialismus auf tief verankertes rassistisches Gedankengut stießen.



FOTOS: SAMMLUNG LOST IN ADMINISTRATION

Im Rahmen der Ausstellung „**SchwarzÖsterreich – Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten**“, die vom 27. April bis zum 21. August im Wiener Museum für Volkskunde läuft, werden die vergessenen Geschichten dieser Kinder beleuchtet. Kuratoren Philipp Rohrbach, Niko Wahl und Tal Adler präsentieren die Ergebnisse des Forschungsprojektes „Lost in Administration“ und lassen die Kinder von damals erzählen. Eine Wiener Bezirkspolitikerin, ein Lastwagenfahrer aus Idaho, eine Friseurin aus Salzburg, eine Autorin aus Texas und ein Grazer Journalist – sie alle geben Einblicke in ihr Leben. Rahmenprogramm auf Seite 39.

Zur Ausstellung erscheint ein umfassender Katalog: Niko Wahl, Philipp Rohrbach, Tal Adler// SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten//Löcker Verlag//ISBN 978-3-85409-802-7 [www.lostinadministration.at](http://www.lostinadministration.at)





Peter Nausner in Salzburg in den 1970er Jahren



FOTOS: SAMMLUNG LOST IN ADMINISTRATION, PHILIPP HORAK

# „DIE FARBE KRIEGST DU NICHT WEG“

**Peter Nausner** wurde am 21.12. 1954 in Linz als Sohn einer Österreicherin mit russischen Wurzeln und eines Schwarzen GIs, der ursprünglich aus Panama stammte, geboren. Nach einer harten Kindheit begann er schon in seiner Jugend zu arbeiten und machte Karriere als Journalist, Buchhändler und Berater. Mittlerweile lehrt er an Fachhochschulen und Universitäten. Seine Erlebnisse und Erfahrungen schildert er unter anderem in der Ausstellung „SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten“.

## Sie stört der Begriff Besatzungskind. Warum?

Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der das Wort sehr negativ konnotiert war. Man war damals kein Befreiungskind, sondern ein Besatzungskind. Dass das Wort in den 50ern und 60ern normal war, ist schon klar. Da war noch alles frisch und die Alliierten waren Sieger, aber heute ist das überholt. Außerdem zog sich die negative Behaftung sowieso durch. Man wurde als „N\*\*“ oder „N\*lein“ bezeichnet, da war dann Besatzungskind noch eins drauf. **Wie kamen Ihre Eltern zusammen?**

Mein Vater ist in der Karibik angeworben worden, hat für die Amerikaner gekämpft und kam so nach Europa. Mein Großvater war Pastor in einer Methodistenkirche in Linz und hat ein sehr offenes Haus geführt. Viele Soldaten kamen dort hin und so haben sich meine Eltern kennen und lieben gelernt. Mein Vater ist nach Amerika zurückbeordert worden, bevor ich geboren wurde. Meine

Mutter wurde anfangs regelrecht verstoßen und von der Gesellschaft als Hure angesehen. In der Familie war diese Situation schwierig. Meine Großmutter wollte erst gar nichts mit mir zu tun haben.

## Was sind Ihre ersten Erinnerungen daran, dass Sie als anders wahrgenommen wurden?

Man merkt früh, dass man eine unnatürliche Aufmerksamkeit bekommt. Jemand wie ich war im Straßenbild relativ selten. Im Kindergarten begann es mit den Hänseleien und in der Volksschule ging es erst richtig los. Da kamen Lehrer in den Dienst zurück, die in ihrem NS-Gedankengut festgesteckt sind. Eine Lehrerin hat mich häufig geschlagen. Da wollte ich plötzlich nicht mehr in die Schule gehen. Später haben Lehrer auch sehr offen gesagt, dass ich mehr leisten muss als Andere, um ihre Anerkennung zu bekommen.

## Ihre Schulzeit wurde vor allem von Arbeit geprägt. Wie schafft man Schule und Arbeit in so jungen Jahren?

Meine Mutter war Alleinerzieherin und ich hatte noch zwei Halbschwestern von jeweils anderen Vätern. Geld war immer sehr knapp. Es war nie genug Geld und Essen zur Verfügung. Da begann ich als kleiner Junge damit, mir Taschengeld dazu zu verdienen. Mit 14 habe ich in den Ferien durchgearbeitet und mit 16 begann ich auch in der Schulzeit zu arbeiten. Ich bin für ein Marktforschungsinstitut durch Österreich gefahren und habe beim Landesschulrat um ein Recht auf mehr Fehlstunden ange-sucht. Ich musste etwas zum Einkommen beitragen. Teilweise habe ich da schon mehr verdient als meine Mutter. **Beim Marktforschungsunternehmen von Tür zu Tür, dann die Arbeit als Journalist – wieso suchten Sie sich Berufe aus, die viel mit Kontakt zu Menschen und Öffentlichkeit zu tun haben?** Ich hatte das Gefühl, dass man stark an seinem Selbstbild arbeiten muss. Meine Mutter hat mir immer vermittelt, dass ich mich nicht verstecken brauche. In meiner Jugend war Aufmerksamkeit für mich ganz schlimm – wenn jeder tuschelt und versucht, dir ungefragt in die lockigen Haare zu greifen. Ich bin mir vorgekommen wie ein Maskottchen und habe begonnen, mich zu verstecken. In der Schule habe ich dann eine andere Variante gewählt und bin offensiver an dieses Thema herangegangen. Klassensprecher und sogar Schulsprecher zu werden war mein Weg, damit umzugehen. Ich wollte nicht in die Falle tappen, zu beginnen, mich komplett aus der Gesellschaft auszuschließen.

## Gab es einen Moment, in dem Sie sich gewünscht haben, so wie alle anderen in der Umgebung zu sein?

Natürlich viele. Ich kann mich an einen Moment im Alter von ca. 15 Jahren erinnern, als ich vor dem Spiegel stand und mir dachte, „Scheiße, diese Farbe bringt du einfach nicht weg!“. Es fühlte sich an wie eine Behinderung, die immer präsent ist.

## Sie haben Ihren Vater nicht gefunden, aber ihr Vater hat Sie gefunden. Wie war diese Erfahrung?

Mit 38 Jahren hat mich die Familie meines Vaters ausfindig gemacht. Mein Vater war verheiratet und hatte weitere Kinder bekommen. Doch er stand immer offen dazu, dass er in Österreich noch einen Sohn hat. Das wusste ich alles nicht. Es war schon sehr überwältigend, dann doch so viele Gemeinsamkeiten mit einem eigentlich Fremden zu finden. In diesem Alter ist es natürlich nicht einfach eine Vater/Sohn-Beziehung aufzubauen, aber besonders für meine Kinder war es sehr wichtig, ihre Wurzeln kennenzulernen. Ich konnte meine Großmutter auch noch besuchen und war in der Karibik, um das Feeling zu spüren. Puzzleteile haben sich so zusammengefügt.

## Jahrzehnte später, welche Erfahrungen machen Ihre Kinder und Enkelkinder?

Meine Familie ist sehr bunt. Eine meiner Töchter ist mit einem Argentinier zusammen, die Älteste hat einen Tuar-ger heiratet und hat zwei Kinder. Jetzt mit fünf Jahren merkt man, dass meine Enkeltochter im Kindergarten auch schon Erfahrungen mit Ausgrenzung gemacht hat. Meine jüngste Tochter ist jetzt 16 Jahre alt und mein Sohn maturiert dieses Jahr. Beide haben besonders in der Schule von Mitschülern und Lehrern Rassismus erlebt. Es ist wichtig, diese Erfahrungen auszutauschen, um ihnen innere Stärke mitzugeben. In Österreich ist das Ganze leider tief verwurzelt. Es ist nie richtig verarbeitet worden, genau so wenig wie der Nationalsozialismus selbst.

Der Beginn der Schule bedeutete für viele dieser Kinder enormen Stress, da sie sich das erste Mal einer größeren Öffentlichkeit aussetzten. Rassistische Äußerungen und Hänseleien der Mitschüler/innen gehörten genauso zum Alltag wie Lehrende, die im NS-Denken festhingen. Die Schüler/innen mussten teilweise viel mehr leisten und in einigen Fällen wurde es ihnen gar nicht erst erlaubt, eine Höhere Schule zu besuchen. Aber sie machten auch positive Erlebnisse, zum Teil solidarisierte sich das Lehrpersonal mit den betroffenen Schülern und Schülerinnen.

## WER BIN ICH?

Das Leben geprägt – von Rassismuserfahrungen – bot eine weitere Herausforderung: die ungewollte Aufmerksamkeit. Ständig wurden die Kinder der GIs angestarrt, da sie sich äußerlich von der Mehrheit der Bevölkerung unterschieden. Die Leute sahen die gekräuselten oder gelockten Haare als Aufforderung, ungefragt hinzugreifen. Die Betroffenen betrachteten das meist als großes Problem, das sie ungemein belastete. Auch den Kindern, die in den USA aufwuchsen, war das Thema Rassismus nicht fremd, da sie ihn zusätzlich von der Schwarzen Seite erlebten. Sie waren zu Schwarz für die Weißen, aber zu weiß für die Schwarzen. Die Frage nach der eigenen Identität blieb niemanden erspart. Besonders für die Kinder, die hier in Österreich aufwuchsen, war es schwer, Anknüpfungspunkte gegenüber dem eigenen Schwarzsein zu finden. Es gab keine Vorbilder in den Medien – und Verwandte, die sie über die Geschichte, die Kultur und den Umgang mit Rassismus informierten, fehlten völlig.

Die positive Bewertung des eigenen Schwarzen Selbstbildes stellte eine zusätzliche Schwierigkeit dar, weil dieser Teil des Selbst ihnen viele negative Erlebnisse einbrachte. Die Hautfarbe war für sie primär ein äußerliches Merkmal und fand sich nicht, wie bei jenen Kindern, die in die USA adoptiert wurden, in der Kultur wieder. Eines der wichtigsten Merkmale der eigenen Verbindung zur Herkunft ist die individuelle Haarpracht, da hier die weißen Ansprechpersonen keinen Rat zur Pflege geben konnten und dies eine notwendige Beschäftigung mit dem Thema auslöste.

## ZUSAMMEN IST MAN WENIGER ALLEIN

Dadurch, dass die meisten Kinder afroamerikanischer Väter im Umkreis keine anderen Menschen mit ähnlicher Geschichte vorfanden, wurden viele einsam und schotteten sich ab. Die eigenen Familien versuchten oftmals, sie aufgrund der unerwünschten Aufmerksamkeit zu verstecken. Manche wählten den Weg zur Flucht nach vorne und suchten sich Berufe und Hobbys, bei denen sie zwangsläufig unter Menschen mussten – auch politische Ämter wurden besetzt. Der Schritt der Familiengründung war für viele essenziell. Bei jungen Frauen ging die Vormundschaft vom Staat an den Mann über, die Beziehung zu den Schwiegereltern stellte viele vor neue Probleme und das Eintreffen von Kindern rückte die Identitätsfrage wieder in den Vordergrund. Viele suchten dann doch nach ihren Vätern, die einmal mehr, einmal weniger auffindbar waren. Auch adoptierte Kinder suchten oftmals nach den leiblichen Eltern in Österreich. Manche der Kinder interessierte sich aber überhaupt nicht für deren Herkunft.

Die Schicksale der einzelnen Personen sind vielfältig, doch egal ob im Familienverband aufgewachsen, in Heime gesteckt oder in den USA ein neues Leben begonnen, die Geschichten dieser Generation sind geprägt vom Kampf um Normalität in einer Welt, in der sie immer als anders wahrgenommen wurden.